



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rom in der Zeit der ersten Kaiser.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Rom in der Zeit der ersten Kaiser.

Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer. Erster Theil. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1862.

Der Verfasser versucht aus dem reichen Material, welches in der Literatur sowie in den Denkmälern der ersten Hälfte der Kaiserzeit vorliegt, ein Bild der Sitten und Zustände Roms in dieser Periode zu gewinnen. Dabei konnte ihm nicht entgehen, daß sich innerhalb des genannten Zeitraums gewisse Veränderungen in den Bräuchen, Ansichten und Einrichtungen verfolgen lassen, und er hat in der That mehr als Frühere diese Phasen der damaligen Cultur hervorgehoben. Aber im Ganzen wird man ihm Recht geben müssen, daß der Süden in dieser Beziehung sich langsamer verändert als der Norden, daß ferner im Alterthum die Stabilität der Cultur größer war als gegenwärtig, und daß namentlich die Cultur der von ihm ins Auge gefaßten Periode, mit derjenigen der vorausgegangnen und der folgenden verglichen, einen einheitlichen Charakter trägt, und so läßt sich gegen das Unternehmen, ein Sittengemälde zu entwerfen, welches zwei volle Jahrhunderte umfaßt, nichts Wesentliches einwenden. Vollständigkeit wurde nicht beabsichtigt, doch ist für die Darstellung dessen, was der Verfasser zu schildern sich vornahm, alles thatsächlich Feststehende herbeigezogen. Wenn einzelne Abschnitte mehr Detail enthalten als andere, so liegt dies an der größern Reichhaltigkeit der Quellen in Betreff der hier besprochenen Gegenstände. Das Ganze, auch für nicht eigentlich gelehrte Kreise, ja für diese mit Ausnahme der Citate und Beweisstellen wohl vorzüglich bestimmt, ist als eine auf guter philologischer Bildung beruhende, sorgfältige und zugleich wohlgeschriebene Arbeit zu bezeichnen.

Von den fünf Kapiteln des vorliegenden Bandes, welche zunächst die Stadt Rom, dann den kaiserlichen Hof mit seinem Einfluß auf das sociale Leben, seinen Beamten, Freigelassenen und Sklaven und seinem Ceremoniell, hierauf die drei Stände der Senatoren, der Ritter und der Geschäftsleute, ferner den geselligen Verkehr und schließlich die Frauen der alten Weltstadt

zeichnen, haben die beiden letzten in der Hauptsache dem Publicum in frühern Jahrgängen d. Bl. vorgelegen.

Im Folgenden geben wir den Lesern einen ausführlichen Auszug aus dem ersten Abschnitt des Buches, welches damit den Freunden des Alterthums warm empfohlen sein möge.

Bis zu der Neronischen Feuersbrunst ist Rom keine schöne Stadt im modernen Sinne gewesen. Es waren schon vor Augustus mancherlei verschwenderisch ausgestattete öffentliche Bauten entstanden, und die Augusteische Zeit schuf zu diesen so viel Prächtiges hinzu, daß die Backsteinstadt sich in eine Marmorstadt umgewandelt zu haben schien. Aber die große Masse der Privatgebäude wurde davon nicht betroffen, die Straßen blieben eng, krumm und uneben, die Häuser unverhältnißmäßig hoch und durch häßliche Anbauten entstellt, und das Ganze zeigte das Bild einer ohne Plan und Regel entstandenen Stadt.

Der große Brand des Jahres 64, der von den vierzehn Quartieren Roms drei vollständig und sieben größtentheils in Schutt und Asche legte, hatte einen Neubau im Gefolge, bei welchem die Häuser bis zu einer gewissen Höhe feuerfest und minder hoch aufgeführt, die Straßen breiter und gerader angelegt und die Quartiere planmäßig vertheilt wurden. Indes blieben die Häuser, da das ohne Zweifel sehr theure Areal zum Aufsetzen zahlreicher Stockwerke nöthigte, noch immer ziemlich hoch. Augustus hatte ihre Höhe auf der Seite, wo sie die Straßen einfaßten, auf 70 römische Fuß (circa 66 preussische) beschränkt, Nero und später Trajan setzten dies noch beträchtlich herab. Indes kam damit das alte Rom, dessen höchste Häuser nach dem angegebenen Maß kaum mehr als vier Stockwerke gehabt haben können, modernen Städten, wie Genua, wo acht bis neun, und Edinburg, wo selbst zehn Geschosse vorkommen, nicht gleich. Im Ganzen wird die verhältnißmäßige Schmalheit der Straßen bewirkt haben, daß die Gebäude höher zu sein schienen, als sie waren. Sehr lange, breite und zugleich gerade Straßen waren auch in der Zeit nach Nero selten, da die stete Abwechslung von Thal und Hügel auf dem Stadtareal solche nur an einigen Stellen gestattete. Großartige Prospective, wie sie Alexandria und Antiochia mit ihren fast meilenlangen, rechtwinkelig durchschnittenen Prachtstraßen boten, hat Rom nie gehabt. Häufig wichen die Häuserfronten von der geraden Linie ab. Die verschiedenen Theile der einzelnen Gebäude waren von ungleicher Höhe, die Fenster (wie noch heute im Orient) unregelmäßig und vereinzelt, die lebhafteren Gassen durch An- und Vorbauten, Buden, Verkaufsläden, Schenkstuben und Werkstätten (etwa wie heute in Kairo und Damaskus) verengt. Ganz Rom, sagt Martial, war eine große Taberne geworden, alle Straßen von Krämern und Händlern, Fleischern, Schenkwirthen und Barbieren in Beschlag genommen. Man sah keine Hausschwelle mehr. Dampfende rufgeschwärtzte

Garküchen nahmen die ganze Breite einer Gasse ein, und Prätores waren ge-
nöthigt, durch den Roth des Fahrdammes zu wandeln.

Aber trotz dieser Mängel war Rom mit dem verwirrenden und berau-
schenden Treiben eines aus allen Ländern der Welt zusammenströmenden Ver-
kehrs, mit der Großartigkeit, Pracht und Menge der öffentlichen Bauten und
Anlagen und mit seiner unermesslichen Ausdehnung eine Stadt ohne Gleichen.
Wer damals von der Höhe des Capitols herabschaute, dessen Blick verlor sich
in einem Gewirr von Prachtgebäuden und Denkmälern jeder Art, das zu seinen
Füßen sich meilenweit über Thal und Hügel in unabsehbare Ferne hinbreitete.
Überall griffen die Ausläufer der Stadt in die Campagna hinaus und ver-
schlangen allmählig die zahlreichen umliegenden Flecken und Ortschaften, und ihre
Vorstädte verloren sich in neuen Anlagen prachtvoller Landhäuser, Tempel
und Monumente, deren marmorne Zinnen, Giebel und Kuppeln aus dem dun-
keln Grün von Hainen und Gärten hervorleuchteten.

Unter den öffentlichen Anlagen übertrafen die des Marsfeldes alle übrigen
an Ausdehnung, während sie an Pracht und Großartigkeit keinen nachstanden.
Die weite, auf drei Seiten von der Mündung des Stromes umschlossene Ebene,
deren ungeheure immergrüne Grasfläche dem Gewühl der Wagen und Reiter und
daneben einer unzähligen Menge Raum bot, die sich in Leibesübungen tummelte,
die Prachtgebäude und Denkmäler ringsum, ein Labyrinth säulengertragener
Hallen, Kuppeln und Giebeldächer, unterbrochen von dem Grün der Lusthaine
und Baumgänge, als Begrenzung die Kuppen der jenseits über dem Flusse
im Halbkreis aufsteigenden Hügel — das war ein Anblick, der die übrige Stadt
wie einen Anhang erscheinen ließ. Betrat man aber diese letztere und erblickte
nun die Foren eines neben dem andern ausgebreitet, von Säulengängen und
Tempeln eingefast, und das Capitol mit seinen Bauwerken und den Palatin und
die Colonnade der Livia, so mochte man leicht das außerhalb Gesehene
vergesen.

Was von dieser größtentheils durch Augustus geschaffenen Herrlichkeit in den
Bränden unter Nero und Titus verloren ging, wurde wiederhergestellt und
durch neue Prachtbauten vermehrt. In dem halben Jahrhundert von Vespasi-
an bis Hadrian erreichte Rom seinen höchsten Glanz, aber auch unter den An-
toninen und später noch geschah Vieles zu seiner Verschönerung. Als der Kaiser
Constantius im Jahr 357 zum ersten Mal nach Rom kam und das Forum,
die berühmte Stätte der alten Macht betrat, war er, wie Ammian er-
zählt, stumm vor Bewunderung, und indem er sodann allmählig die einzelnen
Theile der Stadt musterte, auf den Höhen der sieben Hügel, auf deren Ab-
hängen und in der Ebene, meinte er immer das, was er zuerst gesehen, werde
unter allem Uebrigen das Größte sein. „Der Jupiterstempel auf dem Tarpeji-
schen Felsen strahlt wie Göttliches vor Menschlichem. Die Bäder sind in der

Ausdehnung von Provinzen angelegt. Die Masse des (Flavischen) Amphitheaters, ein mächtiger Bau aus Tiburtinischem Stein, ragt so hoch, daß der Blick kaum bis zur äußersten Höhe hinaufreicht. Der herrliche Rundbau des Pantheons mit prachtvoller hoher Ueberwölbung, die riesenbassen Ehrensäulen, zu deren Spitzen im Innern Treppen hinaufführen, und welche die Statuen früherer Fürsten tragen, der Tempel der Göttin Roma, das Forum des Friedens, das Theater des Pompejus, das Odeum, das Stadium, alle diese Zierden der Stadt wetteifern an Schönheit, Pracht und Großartigkeit miteinander. Als er aber zum Forum Trajans gekommen war und diesen Bau erblickte, der unter dem ganzen Himmel nicht seines Gleichen hat und wohl auch von den Göttern als wundervoll anerkannt werden würde, stand er wie betäubt, indem er seinen Geist durch die gigantischen Wölbungen hinschweifen ließ, die weder mit Worten beschrieben werden können, noch für Sterbliche zum zweiten Mal erreichbar sind.“

Rom war aber nicht bloß durch diese Bauten und Anlagen eine Stadt unvergleichlicher Wunder. Auch die Sculptur und Malerei hatten es auf das Reichste mit ihren Werken geschmückt. Die Wände der Hallen und Tempel prangten im Farbenschmuck der Mauergemälde, und ihre Räume sowie Straßen und Plätze waren von Erz- und Marmorbildern erfüllt. Noch im sechsten Jahrhundert, als wiederholte Stürme und Verwüstungen sie längst des besten Theils ihres Schmucks beraubt hatten, schien es, als ob noch ein zweites Volk von Statuen in ihren Mauern wohne. Allenthalben waren die Massen der Gebäude von Gärten unterbrochen, in denen man auch fremdländische Bäume, z. B. den Lotus, angepflanzt hatte, und zu allen Zeiten des Jahres sah man frisches Laub in Fülle. Aber vielleicht die schönste Zierde Roms war die Menge und Großartigkeit seiner Wasserwerke. Die Quellen der Gebirge, meilenweit in unterirdischen Röhren oder auf gewaltigen Bogenreihen in die Stadt geleitet, ergossen sich rauschend aus künstlichen Grotten, breiteten sich wie Teiche in weiten verzierten Behältern aus oder stiegen plätschernd in den Strahlen prächtiger Springbrunnen auf, deren kühl' Hauch die Sommerluft erfrischte und reinigte, und von denen die meta sudans die Fontäne von St. Peter weit übertroffen haben muß.

Anderer unerschöpfliche Schaupiele bereitere der Welthandel, der sich in Rom concentrirte, und welcher seine reichsten Basars in den Septa, in der Sacra Via, wo besonders Goldarbeiter und Juweliere sich angesiedelt, auf dem Forum Pacis, wo man vorzüglich ägyptische und arabische Waaren feil hatte, im Vicus Tusculus, wo Wohlgerüche, Specereien und Seidenstoffe verkauft wurden, und vermuthlich auch im Circus Maximus, hatte. Die Läden dieser Basars füllten die seltensten und kostbarsten Erzeugnisse der Erde, die prächtigsten und mühseligsten Werke des Gewerbs- und Kunstfleißes aller Völker: spanische

Wolle und chinesische Seide, künstliche bunte Gläser und feine Leinwand aus Alexandrien, Wein und Austern von den griechischen Inseln, gewürziger Alpenkäse (dessen übermäßiger Genuß den Kaiser Antoninus Pius ums Leben gebracht haben soll), die Seefische des Schwarzen Meeres, die Heilkräuter Siciliens und Afrikas, der Balsam Jerichos, der Weihrauch Arabiens, die Perle vom Grunde des Rothen Meeres und der Diamant der indischen Gruben, babylonische Teppiche, Geräthe und Gefäße aus Elfenbein und Schildpatt, korinthischem Erz und Krystallglas, riesige Balken farbigen Marmors in den Gebirgen Kleinasiens gebrochen, schön gemaserte Scheiben kostbaren Holzes am Atlas gewachsen, griechische Statuen und Becher, endlich zahlreiche ausgesuchte Sklaven aus allen Nationen. „Zu euch“, heißt es in einer griechischen, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts verfaßten Lobrede auf Rom, die beiläufig lebhaft an die Schilderungen des Glanzes von Tyrus bei Jesaias erinnert, „kommt aus allen Ländern und allen Meeren, was die Jahreszeiten hervorbringen, und was alle Zonen tragen, was Flüsse und Seen und was die Hellenen und die Barbaren mit ihrer Arbeit erzeugen. Wenn also jemand willens ist alles dies zu schauen, so muß er entweder die ganze Welt durchreisen, oder sich in dieser Stadt aufhalten.“

Ueberhaupt empfand man in Rom tausendfältig, daß man im Mittelpunkt eines Weltreichs war. Von den fernsten Grenzen der Erde kamen auf allen Straßen ununterbrochne Nachrichten, „wie von Vögeln getragen“, nach dem Sitz der Weltherrschaft. War in Oberägypten Regen gefallen (bekanntlich eine außerordentliche Seltenheit) oder hatte in Kleinasien die Erde gebebt, waren die Legionen am Rhein aufrührerisch gewesen oder hatte der Parthische Hof seine Stellung gegen Rom geändert: man sprach davon wenige Tage nachher auf dem Forum und auf dem Marsfeld, bei Gastmählern und andern geselligen Zusammenkünften. War irgendwo eine unerhörte Naturseltenheit, ein Riese, ein Zwerg, eine Mißgeburt und dergl. entdeckt worden, so wurde sie an den Kaiser gesandt und in Rom öffentlich ausgestellt. So unter Claudius ein arabischer Riese, der $9\frac{1}{4}$ Fuß maß, unter Nero ein Kind mit vier Köpfen, unter Severus das Geripp eines Wallfisches, in welchem 50 Bären Platz hatten. Künstler und Virtuosen kamen aus allen Ländern, um sich sehen oder hören zu lassen, Athleten, um sich den Kranz in den großen römischen Wettkämpfen zu erwerben, Dichter und Redner, Philosophen und Gelehrte, um Vorträge zu halten, die fähigsten und ehrgeizigsten jungen Leute aus den Provinzen, um des besten Unterrichts theilhaftig zu werden. Mindestens seit Vespasian und noch mehr seit Gründung des Athenäums unter Hadrian muß ein stetes Zuströmen von Provinzialen nach Rom ihrer Ausbildung halber stattgefunden haben. Zur Ausbildung wie zur Erholung bot die Hauptstadt der Welt die großartigsten Anstalten. In den Hallen zahlreicher Bibliotheken (die Regionarier geben de-

ren 28 an) konnte der Freund der Literatur sich in kostbaren Pergament- und Papyrusrollen satt schmelgen und sich in den Kreisen der Gelehrten, die sich dort gern versammelten, Förderung suchen. Anstalten von unvergleichlicher Pracht standen in den Thermen auch dem Geringsten zum Gebrauch offen. Alle Wunder der Wunderstadt wurden noch überboten durch die Schauspiele der Bühne, des Circus und der Arena, wo Alles, was die ausschweifendste Phantasie erfinden konnte, zur überwältigenden Wirklichkeit wurde.

Doch das größte unter den Schauspielen Roms war das Menschengewühl, das sich täglich ohne Unterbrechung durch seine Straßen wälzte. Je mehr die Stadt Mittelpunkt der Welt wurde, desto mehr strömten hier alle Nationen zusammen, doch eine allgemeine Masseneinwanderung aus den Provinzen begann erst seit dem Untergang der Republik. Später war die Stadt im eigentlichen Sinne ein „Versammlungsort des Erdkreises“ oder, wie einer ihrer griechischen Lobredner sagt, „ein Compendium der Welt“. Noch bunter wird das Gemisch dieser Bevölkerung durch die Menge der unaufhörlich ab- und zuströmenden Fremden, deren Zahl bei ungewöhnlichen Veranlassungen, wie namentlich bei großen Schauspielen, auch eine außerordentliche Höhe erreichte, aber zu allen Zeiten schon deshalb sehr groß war, weil man hier „für Tugenden wie für Laster die höchsten Preise zahlte.“ Hier schwirrten hundert Sprachen, drängten sich die Formen und Farben aller Racen, die Trachten aller Völker durcheinander. Nubrensslaven führten Elephanten aus den kaiserlichen Zwingern vorüber. Blonde Flamländer von der kaiserlichen Leibwache erschienen in glänzender Rüstung. Nicht fern von ihnen trugen Aegypter mit kahlgeschornen Köpfen und in Linnentalaren die große Göttin Isis in Procession. Hinter einem griechischen Gelehrten ging ein junger Hindu beladen mit Bücherrollen. Orientalische Fürstensöhne in hohen Mützen und weiten bunten Gewändern schritten mit ihrem Gefolge in schweigsamem Ernst durch die Menge, und tättowirte Wilde aus Britannien bestaunten die Wunder der neuen Welt, die sie umringten.

Die Zahl der Bewohner Roms läßt sich nur sehr ungefähr veranschlagen. Wenn sie auch großen Schwankungen unterworfen war, dürfte sie doch in der Zeit von Augustus bis Trajan im Ganzen fortwährend gestiegen sein und bis zu den großen Pesten unter Marc Aurel und Commodus nicht merklich abgenommen haben. Die neueste sorgfältige Revision der Berechnungen der Volkszahl Roms gibt nach der Meinung Friedländers (S. 21 und 22) v. Wietersheim in seiner seit 1859 erscheinenden Geschichte der Völkerwanderung. „Wenn auch dort nicht alles Einzelne richtig gefaßt ist, so sind doch mehrere Momente genauer als bisher und einige zum ersten Mal erwogen. Das Resultat ist, daß allerwegen die Bevölkerung Roms in der Kaiserzeit nicht merklich über anderthalb Millionen angenommen werden könne und daß der mittlere Durchschnitt diese Summe kaum erreicht haben dürfte.“

Die bisherigen Berechnungen gingen aus:

1) Von der Zahl der Getreideempfänger. So Bunsen, Zumpt, Höck und Marquard, welche alle auf ungefähr zwei Millionen schließen. Aber mit Recht bezeichnet v. Wietersheim es als sehr bedenklich drei verschiedene Ausdrücke in Mon. Anc. (plebs romana, plebs urbana, plebs quae tum frumentum publicum acceperunt) in ein und demselben Sinn aufzufassen. Sodann bemerkt er, daß die freie weibliche Bevölkerung in Rom erheblich geringer als die männliche zu veranschlagen ist.

2) Von den Zahlen der insulae und domus bei den Regionariern, wobei Gibbon auf 1,200,000, Marquard je nach der zu Grunde gelegten Scala auf 1,610,000 oder 2,070,000 Einwohner kommt. Allein auch abgesehen von der Schwierigkeit, die Durchschnittszahl der Hausbewohner zu bestimmen, sind unter insulae nicht bloß ganze Miethhäuser, sondern offenbar auch bloße Abtheilungen derselben zu verstehen. Eine Bevölkerung, wie Marquard sie annimmt, würde übrigens nur allenfalls für die Zeit Trajans denkbar, aber für das vierte Jahrhundert schon an und für sich sehr unwahrscheinlich sein.

3) Von dem Flächeninhalt, der von der Aurelianischen Mauer eingeschlossen ist. So Dureau de la Malle, welcher, da dieses Areal nur $\frac{2}{3}$ des Areals von Paris beträgt, für Rom 550,000 Einwohner annimmt. Schon Zumpt bemerkt dagegen, wenn die von jenem französischen Gelehrten angeführte Scala des vierten Arrondissements zu Grunde gelegt würde, so wäre eine Einwohnerzahl von 1,153,476 anzunehmen. Aber auch dies würde wohl noch nicht hinreichen wegen der durch v. Wietersheim hervorgehobenen Grundverschiedenheit der antiken und modernen Wohnungsverhältnisse. Wie Pompeji zeigt, waren die Wohnräume der Alten viel beschränkter als die heutigen. Zweitens umfaßte die Aurelianische Mauer nicht ganz Rom, sondern, wie ein Theil der vierzehnten Region unzweifelhaft außerhalb lag, so hat sie sicherlich noch andere Vorstädte ausgeschlossen und zwar nicht unbedeutende.

Wenn auch keine dieser Berechnungen ein sicheres Resultat gibt, so stimmen doch ihre ungefähren Ergebnisse zusammen oder lassen sich wenigstens mit einander vereinigen, was die Wahrscheinlichkeiten sehr erhöht. Vollkommen gut stimmt damit endlich die Berechnung Marquards Handb. d. R. A. III. 2, 104, 499, welche 4) von der Getreideconsumtion der ganzen Stadt ausgeht. Diese betrug nach zwei Angaben von Victor und Josephus in der Zeit des Letzteren sechzig Millionen Modii jährlich, was, 60 Modii auf den Kopf gerechnet, eine Million Einwohner gibt. Da aber auf Frauen und Kinder weniger gerechnet wird und die höhern Stände von andern Lebensmitteln mehr consumirten, so muß die Zahl bedeutend höher angenommen werden.

Wir haben die Lichtseite des Lebens in der alten Weltstadt betrachtet und folgen nun dem Verfasser unsers Buchs zu der Schattenseite. Im Genuß der

Fülle von Vortheilen, Anregungen und Schauspielen, welche das kaiserliche Rom bot, befanden sich die höchsten und niedrigsten Schichten der Bevölkerung am wohlsten. Die ungeheure Mehrzahl der freien Bewohner wurde auf Staatskosten ganz oder theilweise ernährt, die Großen fanden hier Raum und Mittel zu einer fürstlichen Existenz wie sonst nirgends. Den Schattenseiten des Lebens in Rom waren am meisten die Mittelklassen ausgesetzt. Dazu gehörte die Höhe der Preise für alle Lebensbedürfnisse im Vergleich zu der Wohlfeilheit in den Municipien Italiens und den Provinzen. Schon zu Cäsars Zeit scheint der Preis der Wohnungsmiethen in Rom durchschnittlich viermal so hoch gewesen zu sein als in den Städten des übrigen Italiens, und diese Preise steigerten sich später ohne Zweifel noch beträchtlich, wenn auch sehr übertrieben sein mag, was Juvenal in dieser Beziehung sagt, nach dem man in Sora Fabrateria oder Frusino Haus und Garten für eine Summe hätte kaufen können, die man in Rom für eine finstere Wohnung als Jahresmiete zu entrichten hatte.

Nichts war in Rom umsonst, namentlich wenn man in Anschlag bringt, daß Jeder, der nicht gerade zu den untersten Klassen gehörte, durch die Verhältnisse zu einem Aufwand gezwungen war, der seine Mittel überstieg. Man schämte sich von Thon zu speisen. Man konnte sich öffentlich nicht anders als im Staatsgewand der Toga zeigen und nicht ohne eine Anzahl von Sklaven. Eine glänzende Armuth war sehr verbreitet, häufig kamen Bankerotte vor. Gegen diesen trüglischen Schimmer des hauptstädtischen Lebens contrastirte die Einfachheit und Anspruchslosigkeit der kleinen Städte und des platten Landes nicht minder als die Sittenstrenge, die sich namentlich in den Städten Oberitaliens erhielt, gegen die Verderbniß und Zügellosigkeit, die in Rom ihre Orgien mit beleidigender Deffentlichkeit feierte.

In Rom war unaufhörlich Lärm und Getümmel. Schon Horaz klagte über das Tag und Nacht fortwährende Geräusch, über das Gewühl und Gedränge in den Straßen der Stadt, aus deren „Fluthen und Stürmen“ er gern in die Stille der Sabiner Berge flüchtete. Aber zu Martials und Juvenals Zeit war mit der Bevölkerung auch die Lebendigkeit des Verkehrs noch bedeutend gestiegen. Schon vor Tage riefen die Bäcker ihre Waaren aus. Dann begannen (wie jetzt in den orientalischen Städten) die Kinderschulen im Chor zu buchstabiren, und die Hämmer und Sägen der Werkstätten setzten sich in Bewegung. Nun schleppten knarrende Wagen ungeheure Steinblöcke und Balken zu Bauplätzen. Schwerbeladne Lastthiere und Träger rannten die Fußgänger an. Von allen Seiten wurde man gedrängt, gestoßen und auf die Füße getreten, und Diebe hatten es in diesem Gewühl leicht Beute zu machen. Beschreibt uns doch Ovid feingekleidete Herren dieser Gattung, die den Frauen unter dem Schein galanter Aufmerksamkeiten auf offener Straße die Kleider stahlen,

was jedenfalls eine sehr fortgeschrittne Ausbildung des Handwerks andeutet. Bettler, namentlich angebliche oder wirkliche Schiffbrüchige, heischten in singendem Ton Almosen. Kleinhändler und Verkäufer aller Art, Herumträger von Erbsenbrei und rauchenden Würsten priesen kreischend ihre Waaren an. Hier erscholl das Geheul einer umherziehenden Procession von Priestern der Großen Mutter, dort das Geschrei der Andächtigen aus einem Ffistempel.

Auch bei Nacht hörte der Lärm nicht auf. In den weitläufigen Palästen, wo die Schlafzimmer weit von der Straße entfernt lagen, schlief man allerdings ruhig, in den Miethwohnungen desto schlechter. Das Gerassel der Reisewagen, die den größten Theil des Tages in der Stadt nicht fahren durften, störte den festesten Schlaf, wenn sie um die Ecken der schmalen Straßen bogen. Dazu kam das Loben schaarenweis umherziehender Kaufbolde und Nachtschwärmer oder Ständchen von Liebenden, die bei ihren Schönen Einlaß erbaten. Waren alle Häuser verschlossen, alle Schenken still geworden, so waren die leeren, völlig unbeleuchteten Straßen für den einsamen Wanderer ebenso unheimlich als gefährlich. Die Unsicherheit der Straßen Roms war zu allen Zeiten groß. Diebstähle und Einbrüche kamen so häufig vor, daß in Plinius Zeit die Fenster des ersten Stocks (das Parterre hatte deren nach der Gasse heraus nicht) mit Läden verwahrt zu werden pflegten. Nicht selten wurden die Straßen von Räubern unsicher gemacht, die sich massenweis nach Rom zogen, wenn ihre Schlupfwinkel in den Pontinischen Sümpfen und in dem Fichtenwalde südlich vom Volturnus von Soldaten besetzt waren. Andere Gefahren drohten dem Armen, der sich mit seinem Lichtstumpf nach Hause leuchtete, wenn er mit einem jungen Herrn von Stand zusammentraf, der mit großem Gefolge unter Vortragung zahlreicher Fackeln und Laternen von einem späten Gelage nach Hause lärmte. Die Unglücklichen, die solchen anmuthigen Junkern in den Weg geriethen, wurden angehalten, auf ausgebreiteten Mänteln gepresst, wofür man das Wort sagatio hatte, oder sonst gemißhandelt. Von den Dächern fielen nicht selten Ziegel, aus den Fenstern der obern Stockwerke wurden Becken ausgegossen oder zerbrochne Gefäße herabgeworfen, die krachend auf dem Pflaster zerbrachen.

Schlimmeres hatten die Bewohner der Miethhäuser zu befürchten. Die Speculation in solchen Gebäuden war lockend, denn sie warf hohe Zinsen ab, aber andererseits konnte bei den in Rom sehr häufigen Bränden, für die man sich nicht versichern konnte, sehr leicht das Capital verloren gehen. Die Unternehmer bauten also jedenfalls so wohlfeil und somit so liederlich als möglich. Die oberen Stockwerke waren aus Holz und Fachwerk aufgesetzt. Ueberdies war bei Privatgebäuden eine Bauweise gewöhnlich, bei der die Mauern leicht Risse bekamen, und das in einer Zeit, deren öffentliche Bauten noch jetzt unzerstörbar zu sein scheinen. Ein Theil unsrer Furcht, sagt Seneca, sind unsre

Dächer. Selbst aus den mit Gemälden gezierten Hallen der großen Paläst floh man entsetzt, sobald sich ein Knistern vernehmen ließ. Ein großer Theil der Miethhäuser war baufällig und gestützt, die nothwendigsten Ausbesserungen unterblieben entweder ganz oder wurden nachlässig ausgeführt. Einstürze gehörten daher neben den Bränden zu den häufigsten Vorkommnissen in Rom, und Strabo nennt beide Arten von Unglücksfällen sogar unaufhörlich.

Die Feuersbrünste, die in dem heutigen, fast durchgehends massiv gebauten Rom fast unerhört sind, waren im alten Rom nicht bloß außerordentlich zahlreich, sondern, wegen der Höhe der Häuser, der Enge der Straßen und der Masse von hölzernen An- und Vorbauten, welche die Gluth vorzugsweise nährten und rasch verbreiteten, auch dreifach gefährlich. Durch die Stadtgeschichte Roms zieht sich, außer fast unablässigen kleinern Bränden, eine Reihe großer Feuersbrünste, die denen, welche von Zeit zu Zeit aus dem heutigen Konstantinopel berichtet werden, an Ausdehnung nichts nachgeben. In die Regierung Tibers fallen zwei dieser furchtbaren Ereignisse: im Jahr 27 brannte der Cälius, im Jahr 38 der Aventin und der anstoßende Theil des großen Circus ab, beim letzteren Fall betrug der Schaden 100 Millionen Sesterzen, d. h. über 7 Millionen Thaler. Auf den Neronischen Brand folgte unter Titus eine Feuersbrunst, die drei Tage und drei Nächte im Marsfeld wüthete. Eine andere unter Antoninus Pius vernichtete 340 Wohngebäude. Wieder eine andere, die unter Commodus ausbrach, zerstörte zunächst den großen Basar ägyptischer und arabischer Waaren, der sich beim Friedenstempel befand, und zog sich dann nach dem Palatin hinüber. Alle Anstrengungen, ihr Einhalt zu thun, waren umsonst, sie erlosch nicht eher, als bis sie einen sehr bedeutenden Theil der Stadt in Asche gelegt und unermessliche Reichthümer verschlungen hatte.

Auch zerstörenden Naturereignissen war Rom im hohen Grade ausgesetzt. Wiederholt werden von den Geschichtschreibern Erdbeben erwähnt, noch öfterer Ueberschwemmungen. Der Tiber trat nirgends so weit aus als in der Stadt. Trotz aller Vorkehrungen überflutheten seine gelben Gewässer im Frühling oder Herbst, von Stürmen gestaut, von Regengüssen geschwellt, immer aufs Neue die Niederung um Roms Hügel. Tagelang standen dann ganze Stadttheile unter Wasser, so daß nur die höher gebauten Häuser herausragten, und die Straßen mit Rähnen befahren werden konnten. Sank dann der Strom wieder in sein Bett zurück, so folgten Einstürze der unterwühlten Gebäude, Seuchen und Hunger.*) Seit Augustus kamen in den beiden ersten Jahrhunderten, namentlich in den Jahren 27, 23 und 22 v. Chr. dann 5, 15, 36 und 69 n. Chr., ferner unter Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marc Aurel

*) Letzterer, da die Gewässer vermuthlich große Getreidevorräthe vernichteten, indem das Emporium und die Hauptmagazine ihnen ganz besonders ausgesetzt waren.

große, langdauernde und beträchtlichen Schaden anrichtende Ueberschwemmungen vor.

Ein anderes unabwendbares Uebel der Weltstadt waren große Theurungen, die bisweilen sich zu furchtbarer Hungersnoth steigerten. Auch die angelegentlichste Fürsorge der Kaiser vermochte nicht immer die Zufälle abzuwenden, welche in der überfüllten, ganz auf den Ertrag sicilischer, ägyptischer und anderer überseeischer Ernten angewiesenen Stadt Mangel und Theurung und mit diesen die Gefahr des Aufruhrs herbeiführten. Bei einer zum Theil in Folge des Austretens des Tiber ausgebrochenen Getreidenoth, die während der Jahre 6 bis 8 herrschte, stieg der Preis des Brotkorns in Rom auf das Sechsfache des gewöhnlichen. Sklaven und Fremde wurden in Masse ausgewiesen, um für die Uebrigen das Nothdürftigste zu sichern, und nur durch außerordentliche Anstrengungen beugte man dem Ausbruch von Unruhen vor. Unter Claudius war zweimal, 41 und 52, große Theurung. Das zweite Mal, wo nur noch auf zwei Wochen Getreide vorhanden war, kam es zum Aufstand des wüthenden Volkes, dem der Kaiser nur mit Mühe auswich. Andere Fälle großer Hungersnoth werden aus den Jahren 69, 138, 166 und 188 berichtet.

Endlich hafteten auch die Keime verheerender Volkskrankheiten von jeher im Boden Roms. Schon die ältesten Ansiedler hatten dem Geist des Fiebers Altäre errichtet, und das Fieber ist zu allen Zeiten in Rom endemisch gewesen. Dazu erzeugten sich in einer so gedrängt wohnenden Bevölkerung schädliche Einflüsse andrer Art in Menge. Eine schwere Luft lagerte über der Stadt und ihren engen Gassen, geschwängert von den Düften unzähliger Küchen und rauchender Herde, deren Qualm sich mit Staubwolken mischte. Sobald man die Stadt im Rücken hatte, fühlte man sich erleichtert. Im kaiserlichen wie im republikanischen Rom haben große Epidemien, oft in erschreckend kurzen Zwischenräumen einander folgend, zahllose Opfer hingerafft. Bei der schrecklichen Seuche des Jahres 65 blieb kein Geschlecht, kein Alter noch Stand verschont, die Häuser waren voll Todte, die Straßen voll Leichenzüge, allein in die Bücher der Libitina wurden in diesem Herbst dreißigtausend Bestattungen eingetragen. Auch auf den großen Ausbruch des Vesuv, der 79 n. Chr. stattfand, folgte eine verheerende Volkskrankheit, bei welcher nach Gusebius, der indeß hier gewiß ungeheuer übertreibt, manche Tage zehntausend Todesfälle gemeldet worden sein sollen.

Die größte aller Epidemien aber, und zwar nicht bloß die größte Roms, sondern der ganzen alten Welt überhaupt wurde von dem mit L. Verus aus dem Morgenland zurückkehrenden Heer 166 n. Chr. in den Westen eingeschleppt. Sie wüthete im ganzen Kaiserreich und ergriff zuletzt auch Rom, wo sie, vermuthlich in den folgenden Jahren bald stärker bald schwächer auftretend, unter Commodus — etwa 187 bis 189 — mit furchtbarster Hestigkeit ausbrach.

Nach Dio starben an dieser Seuche, in welcher man neuerdings die Pocken erkennen will, in Rom an einem einzigen Tage oft zweitausend Menschen.

„So zahlreiche, mannigfache und furchtbare Uebel“, schließt unser Verfasser sein Kapitel, „erinnerten auch in dem goldnen Rom immer von Neuem an das Wort Varro's: das Land ist göttlichen Ursprungs, die Städte von Menschenhand gebaut.“

Zur Erinnerung an Fichte.

Vortrag gehalten zu Leipzig am 19. Mai von Heinrich von Treitschke.

In rascher Folge haben sich in den jüngsten Jahren die Feste gedrängt, welche das Andenken der großen Männer unsres Volkes feierten. Aber laut und schneidend klingen in den Jubel der Menge die fragenden Stimmen der Mahnung und des Spottes: ob wir denn gar nicht müde werden uns behaglich die Hände zu wärmen an dem Feuer vergangener Größe? ob uns denn gar zu wohl sei in dem Bewußtsein einer epigonenhaften Zeit? ob wir denn ganz vergessen, daß alle Straßen und Plätze von Athen prunkvoll geschmückt waren mit den Standbildern seiner großen Männer zur Zeit, da Griechenland des Eroberers Beute ward? — Nicht ein Wort mag ich erwidern auf den Vorwurf, daß wir in einem Zeitalter der Epigonen lebten. Denn mit solchem Willen soll eine jede Zeit sich rüsten, als ob sie die erste sei, als ob das Höchste und Herrlichste gerade ihr zu erreichen bestimmt sei; und ruhig mögen wir einem späteren Jahrhundert überlassen zu entscheiden, ob unser Streben ein ursprüngliches gewesen — wie ich denn sicher hoffe, es werde unsern Tagen dies Lob dereinst nicht fehlen. Aber wohl gebührt sich eine Antwort auf den anderen Vorwurf der Selbstbespiegelung. Nein, nicht die Eitelkeit, nicht einmal jene ehrenwerthe Pietät, die andere Völker treibt ihre großen Todten zu ehren — ein tieferes Bedürfniß der Seelen ist es, was gerade jetzt gerade unser Volk bewegt seiner Helden zu gedenken mit einer Innigkeit, die von den Fremden vielleicht nur der Italiener versteht. Auf uns lastet das Verhängniß, daß wir staatlosen Deutschen die Idee des Vaterlandes nicht mit Händen greifen an